

Wie Frippouillard den Grundstein zu seinem Vermögen legt.

Von Guy de Téramond.

„Mein Gott, wie ist es doch heutzutage schwer, reich zu werden! Dieser Gedanke geht dem jungen Frippouillard immer wieder durch den Kopf, während er, ohne jede Begeisterung, für 4 Franken 25 Centimes von früh Morgens bis spät Abends Rollen von Tapetenpapier für den Gebrauch seiner Mitbürger fertigt. Die kleinen Sünden, die er in seiner frühesten Jugend zum Schaden seiner lieben Mächter begangen hat, haben ihm nicht einmal eine sorglose Existenz verschafft, und so ist er jetzt, im Mannesalter, gezwungen, alle Welt zu arbeiten und sein Brot im Schweiße seines Angesichts zu verdienen. Und Frippouillard träumt von einer Art Kaffeemühle, deren Hebel man nur zu drehen braucht, um unten die Goldstücke herausfallen zu sehen. Unglücklicherweise hat noch niemand eine solche Maschine erfunden! Ja, ja, das Geld!... Frippouillard betrachtet lange und nachdenklich einen ganz neuen 50-Franken-Schein. Ein ganzes Jahr hat er gebraucht, um ihn nach und nach mühselig zusammenzuspüren. „Wenn ich ein reicher Kerl bin“, so denkt er, „muss ich Mittel und Wege finden, mit diesen fünf Goldstücken 10,000 Franken zu verdienen... leicht kann das nicht sein!... Es ist sogar fast unaufrichtig... unaufrichtig!... Wie soll ich es nur anfangen?... In der Lotterie mein Glück versuchen?... Auf die Rennbahn gehen und Aufseher spielen?... Das sind riskante Sachen, und ich bin zu misstrauisch und gerieben, um mich auf solche Dinge einzulassen!... Pöblich schlägt er sich wie Archimedes gegen die Stien und ruft: „Galt!... Ah ha!“ Gleich darauf tragt er sich aber verlegen hinterm Ohr und brummt vor sich hin: „Da fällt keiner drauf rein...!“ Aber Frippouillard ist ein Wahnsinniger. Er weiß, daß das Glück nur denen lächelt, die sich ihm fügen in die Arme werfen. So schließt er denn sein Selbstgespräch mit den Worten: „Nah! Schade kann der Versuch keinesfalls!“ Zu jener Zeit schon längst vergangener Zeit schlossen die großen, mächtigen Bauten noch nicht wie heute gleich Plänen aus dem Pariser Boden, und allenthalben fand man malerische Spuren von ehemals. Auch auf dem Montmartre fanden noch nicht jene sechsstöckigen Mietstaken, von denen man zehn Kilometer in der Runde alle Pariser Vororte, wie Saint-Denis, Pantin, Aubervilliers, Clignanov. a. m., erblicken kann und zwischen denen hindurch sich bei den Strahlen der Sonne die Seine wie ein silber-schuppiges Reptil dahinschlängelt. Ganz oben, in der Rue Caulaincourt, war ein reizender kleiner Winkel, wo mit dichtem Efeu bewachsene Häuschen standen, rings von Gärten umgeben, in denen im Frühjahr zwischen weidenfarbenen Hecken und herrlich duftendem Flieder die Vogel lustig zwitschernd ihre Nester bauten. Dort wohnten Dichter und Maler, träumerische, friedliche Leute, deren einziger Fehler darin bestand, daß sie nie reuehmäßig ihre Miete bezahlten. Die Besitzer verfluchten sie deshalb, denn diese nächtlichen Geldmenschen verstanden ganz entschieden nichts von Kunst und konnten nicht begreifen, daß sie ihren Jüngern über all die menschlichen Missetaten, die höchstens die scheußlichen Spießbürger plagten, hinweghülft. Als nun Frippouillard dorthin kam, um eine jener bescheidenen Stützen zu mieten und sich als Geschäftsmann vorstellte, kannte die Freude des Besitzers, Herrn Durand, keine Grenzen. Genau besehen, war das allerdings eine ziemlich unbestimmte Angabe, und der linksische, bartlose junge Mann in seinen Sonntagsgewändern machte nicht gerade den Eindruck eines sehr soliden Kaufmannes! Aber Herr Durand wollte von Künstlern, die ihm keinen Pfennig bezahlten, nichts mehr wissen, und so legte er denn den Himmel dafür, daß er ihm einen zahlungsfähigen Mieter schickte — mochte er sich nun mit Industrie, Handel oder Export beschäftigen. Webrigens benötigte er gleich die Gelegenheit, um ihm die härtesten Bedingungen aufzulegen. Er mußte auf seine Kosten das Haus wieder instand setzen lassen, mußte die Waffertage selbst bezahlen und auch alle anderen sonstigen Lasten tragen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir übrigens sagen, daß Frippouillard mit geschlossenen Augen zu allem „Ja“ sagte, und zwar mit der ruhigen Gleichgültigkeit eines Menschen, der von vornherein fest entschlossen ist, doch keinen Pfennig zu zahlen. Sobald nun der Mietvertrag unterzeichnet war, zog Frippouillard eines schönen Morgens ein. Vor sich her schob er auf einem kleinen Handwagen sein ganzes Mobiliar, das einen so jämmerlichen Eindruck machte, daß Herr Durand bei seinem Anblick vor Schreck fast Herzkrämpfe bekommen hätte. * * * Er war also sowieso auf keinen neuen Mieter schlecht zu sprechen, aber dessen außerordentliche Lebensweise vergrößerte noch bald seine Unruhe.

Dieser ging in der That nur nach eingetretener Dunkelheit aus und wendete dabei noch allerlei Vorsichtsmassregeln an. Er zog den Hut bis tief über die Ohren, schlug den Kragen seines Ueberziebers in die Höhe und blinzelte vorsichtig nach allen Seiten um sich, ob man ihm auch nicht folge. Mehrere Male hatten ihn sogar Nachbarn mit einem falschen Bart überfallen. Wenn er dann wieder nach Hause kam, bemerkte man bis zum Morgen grauen Licht bei ihm und hörte ungewöhnliche Geräusche. Mit einem Worte, dieses Individuum mußte ganz besondere Gründe haben, um die verdächtige Industrie, die es betrieb, der öffentlichen Neugierde zu entziehen. Schließlich folgte Herr Durand den heroischen Entschluß, die Sache um jeden Preis aufzuklären. Eines Tages steckte er einen Revolver in die Tasche, ging nach dem Häuschen seines Miethers und klopfte an die Thür. Nach längerem Hin- und Herreden ließ dieser ihn endlich eintreten. Da bot sich Herrn Durand eine Ueber-raschung dar! Auf dem Tische, der mitten in der Stube stand, bemerkte er eine kleine Presse, lithographische Platten und einen Stichel. Herr Durand wurde ganz bleich. Jeder Zweifel war ausgeschlossen: sein Verdacht war bestätigt, sein Miether war ein einfacher Falschmünzer. „Mein Herr, jetzt kenne ich Ihr niederrückiges Gewerbe!“ rief er voller Empörung. „Sie falschen Banknoten!“ „Wie könnte ich es leugnen!“ erwiderte Frippouillard niedergeschlagen. „Ich werde Sie anzeigen, mein Herr!“ „Zeigen Sie mich nur an... Im Grunde ziehe ich das noch allem andern vor... Ich schäme mich, die herrlichen Talente, die die Natur mir geschenkt hat, so schlecht zu verwerten. Wenn ich denke, daß ich ein Mittel gefunden habe, um diesem Stück Papier hier den gleichen Werth zu geben, wie...“ Er unterbrach sich, nahm von dem Tische einen ganz neuen 50-Franken-Schein, der dort herumlag, und fuhr fort: „Sehen Sie nur selber... das ist mein Erstlingswerk.“ Herr Durand trat ans Fenster und betrachtete aufmerksam die Banknote: er konnte einen Schrei der Bewunderung nicht unterdrücken, die Nachachtung war so vorzüglich, daß er selber darauf hereingefallen wäre. „Nun?“ fragte Frippouillard. „Das ist in der That ganz außerordentlich... Na, geliebte Herren, ich selber hätte ihn ohne Fögern genommen... aber ich bin nicht zufriedenig dafür... Die Bank von Frankreich hat unfehlbar Mittel, um falsche Noten zu erkennen!“ „Die Bank von Frankreich wird sich genau so äußern wie Sie!“ „Glauben Sie das?“ „Davon bin ich überzeugt... Versuchen Sie es doch selber... Nehmen Sie den Schein, gehen Sie auf die Bank und erkundigen Sie sich einmal... Sie haben ja dann noch immer Zeit, mich anzugehen.“ Herr Durand sprang in eine Droschke und ließ sich nach der Bank fahren. Hier hielt er dem Angeestellten, an den man ihn wies, folgende Rede: „Hören Sie, in dem Stadtviertel, in dem ich wohne, behauptet man, daß zahlreiche falsche Banknoten im Umlauf seien. Diese hier, die man mir gestern gegeben hat, kommt mir nicht ganz geheuer vor, ohne daß ich irgend-einen bestimmten Grund dafür hätte. Wollen Sie sie einmal prüfen?“ Nach kurzer Untersuchung fing der Beamte an zu lachen und sagte, während er den Schein zurückgab: „Ohne jeden Zweifel echt!... Bringen Sie so viel Sie wollen davon, wir werden sie Ihnen gegen Gold einmischen!“ Herr Durand fuhr nach Montmartre zurück. Unterdessen rollten ihm die kalten Schweißtröpfchen von der Stirn herunter. Ein furchtbarer Kampf tobte in seinem Innern. Sein Gewissen kämpfte mit seiner Habgier. Würde er den Muth haben, der Polizei einen Mann zu übergeben, der dies so einfache Geheimniß, wie man ein Vermögen erwirbt, in seinen Händen hielt? War es nicht besser, die Lage auszunützen, sich mit ihm zu verständigen und für das Stillschweigen bezahlen zu lassen? Welche furchtbare Verführung! Herr Durand wiederholte sich immer wieder, daß er ein Ehrenmann sei, daß er fünfzig Jahre hindurch recht-schaffen gelebt habe und daß nichts instande wäre, ihn von dem geraden Wege abzubringen... Nein, nichts!... Aber daneben ließ sich ganz leise eine kleine, süßliche Stimme vernehmen, die ihm, ganz im Grunde seiner gemarterten Seele, daran erinnerte, daß er für eine herrliche Terrain speculation 200,000 Franken brauche. „Na, was hat man auf der Bank gefaßt?“ fragte Frippouillard. „Dah es ein echter Schein ist...“ „Sehen Sie, das wußte ich voraus...“ „Und nun gehen Sie nur schnell auf die Polizei, mein lieber Herr, und thun Sie Ihre Pflicht.“ Herr Durand antwortete nicht. Seine Weiße blickte er still vor sich hin. Dann begann er flötend: „Und Sie... Sie könnten... so viel davon herstellen... wie... Sie nur wollen... von diesen...“ „Natürlich!... Morgen kann ich hundert, zweihundert, dreihundert davon haben, wenn es mir paßt!... Nur...“

Frippouillard sah Herrn Durand scharf an. „... Nur macht das viel Arbeit für fünf so lumpige Goldstücke...“ fuhr er langsam fort, „man müßte eben mit Tausendfrankenscheinen vorgehen!“ Herr Durand wurde ganz bleich und flötete. „Was hindert Sie denn daran...?“ „Ich habe eben jetzt mein ganzes Vermögen aufgebraucht... und dafür würde ich neue Werkzeuge brauchen, die ziemlich kostspielig sind...“ Herr Durand trugen seine Beine nicht mehr. „Wieweil würde man wohl brauchen?“ flüsterte er ganz leise. „10,000 Franken...! Ein Nichts, wenn man bedenkt, daß man in kaum einem Monat ebenso reich sein kann wie Rothschild!“ Herr Durand verlagte vor Erregung fast die Stimme. „Und wenn Ihnen jemand die nötige Summe vorstrecken würde?“ „Ich würde ihm dafür eine Million zurückzahlen...“ Herr Durand dachte vor Erregung fast die Stimme. „Den Tag darauf erfuh er, daß sein Miether in der Nacht mit Sod und Bad ausgezogen wäre und seine neue Adresse selbstredend nicht angegeben hätte. Wie man sich denken kann, hat Herr Durand keine Anzeige gegen ihn erstattet und Frippouillard reißt sich am anderen Ende von Paris, in aller Sicherheit, veranlaßt die Hände: „Zehntausend Franken mit einem nagelneuen, schönen Fünftausendfrankenschein verdienen, das kann man schon eine interessante kleine Finanz-Operation nennen!... Na, ja, die bösen Triebe der Menschheit sind die herrliche Kaffeemühle, die ohne Ende Goldstücke für jene fabriziert, die sich ihrer bedient zu bedienen wissen... Mein Freund Frippouillard, zum Lohn dafür, daß du diese große Wahrheit verstanden hast, wirst du dich jetzt auf eigene Rechnung niederlassen können...“ Ein australisches Tierparadies. Nachdem der Mensch seit Jahrtausenden sein Möglichstes gethan hat, um die Thiere, die ihm entweder schädlich oder durch ihren Tod irgendwo von Nutzen sein konnten, auszurotten, be-nimmt er sich jetzt endlich auf seine höhere Pflicht, auch zur Erhaltung der Thierwelt in ihrer Mannigfaltigkeit etwas zu tun. Wie Amerika und Afrika will auch jetzt Australien Schutzgebiete für größere Thiere anlegen. Die Vinnische Gesellschaft des Staates New-Südwales hat an die australische Regierung den Antrag gerichtet, die etwa 100 Kilometer von der Nordwestküste Australiens entfernt liegende Barrow-Insel, die viele Känguruhs, Beutelthiere, Vögel und andere auf dem Festland nicht vorkommende Thiere birgt, als Freistaat einzurichten. Eingebildet. Leutnant (als in einem Stück der Liebhaber lange nicht erhört wird): „Armer Kerl... warum bist du nicht Leutnant?“ Es ist eine eigene Sache um die Gerechtigkeit; wir erkennen in der Regel nur die Gerechtigkeit an, die uns recht gibt. Das Wohlthätigkeitskonzert. Thürsteher (zu der verspätet kommenden Dame): „Nein, meine Gnädige, während des Gesangsabends darf ich unbedingt die Thür nicht öffnen — ab laufel' ja gleich die Helfl' heraus!“

Der Hafendamm. Ein russisches Geschichtchen. Von Heidecker Rustitow. Wassili Petrowitsch schleudert müthig den Boulevard entlang. Es würde doch fast ein Jahr dauern, bis er die tausend Rubel erspart hätte. Diese tausend Rubel, mit denen er seinen Hausstand einrichten wollte, um die Braut heimzuführen zu können. Die Gymnasiallehrerstelle war ja soweit ganz nett, wenn sie nur etwas mehr einbringen würde. Dazu die theure Miete und die vielen Nebenausgaben. Seufzend ging er seines Begehres; da plötzlich schlug ihn Jemand auf die Schulter. „Wassili!“ Petrowitsch blickte um sich. Ein elegant gekleideter Herr stand vor ihm, der ihn lachend ansah. Jetzt erkannte er ihn: „Nikolaj, Bruderherz! Wie kommst Du denn hierher?“ „Nun, ich bin doch hier angestellt. Und du?“ „Gestern kam ich erst an. Ich habe hier die Gymnasiallehrerstelle bekommen.“ „Das freut sich ja prächtig! Wie ich mich freue, alter Junge! Hast Du schon Wohnung? Im Gasthaus? Nein, weißt Du, dann mußt Du schon mit mir kommen. Du soupirst mit mir, und wir tauschen Erinnerungen aus.“ „Gut, Nikolaj. Ich nehme an. Das ist wirklich eine Uebersetzung. Komme ich da fremd unter Fremde und finde auf einmal Dich. Wollen wir fahren?“ „Aber natürlich — Sergej!“ Eine elegante Equipage rollte heran und hielt vor den beiden Freunden. Bewundernd blickte Wassili auf das prächtige Gepann und vornehme Gefährt. „Nun steig doch ein!“ drängte Nikolaj. „Ja, ja, das ist mein Wagen und meine Pferde.“ setzte er lächelnd hinzu, als Wassili ihn fragend anschaute. Der Gymnasiallehrer schüttelte den Kopf. Wie sich die Zeiten änderten! Vor wenigen Jahren noch war Nikolaj einer der ärmsten Studenten, und jetzt... Ob er in der Lotterie gewonnen hatte oder gerbt? Inzwischen hielt das Gefährt schon. „Nun komm“, freundschaftlich, ich will Dir mal meine Bude zeigen.“ Es war ein einstöckiges, in maurischem Stil erbautes Landhaus, das sich Wassilis Blicken repräsentirte und in das ihn jetzt Nikolaj einzutreten nöthigte. „Deine Bude“ kann sich wirklich sehen lassen“, meinte Wassili, als die beiden die mit einem Käufer belegten Stufen hinaufschritten. „Gehört das Haus Dir?“ „Nein, mein Vetter! Ich habe es gemietet. Billig gemietet. 1500 Rubel gab ich.“ „Fünftausend Rubel...?“ „Ja, ich komme so besser weg, als wenn ich mein Geld in ein Haus stede. Uebrigens, wenn ich mal baue, weißt Du, dann wird's ein anderes Ding als dieser Kuhstall ist.“ „Na, erlaube! Thu nicht gar so progig!“ „Aber wirklich! Komm', sieh Dich einmal bei mir um!“ Sie durchschritt die Zimmer, deren Ausstattung Wassili fast märchenhaft vorkam. Auf antiken Marmelständern standen kostbare Bronzen und Eisen-sachen umher. Kostbare Tapeten, stimmungsvoll abgetönt, bedekten die Wände. Schwere, echte Teppiche lagen über den blühenden Parkettboden, bei demselben Andrejew, der ihn noch vor wenigen Jahren oftmals um ein paar Rubel anpumpte, weil er nichts zu essen kaufen konnte. „Hier ist mein Arbeitszimmer“, rief Nikolaj ihn aus seinem Gedanken-gang. Wassili ließ sich behaglich in einen der Clubessel nieder und blickte voll Erstaunen auf die Wände, die hier mit Landkarten, topographischen Plänen und Aehnlichem behangen waren. „Sag mal, Nikolaj, was ich denn oder träume ich? Wie bist Du denn auf solch hohen Posten gekommen?“ „Hohen Posten? Wie?“ „Nun —! Wie hoch ist denn eigentlich Dein Einkommen?“ „Mein Einkommen? Du meinst das Salair, das ich beziehe?“ „Gewiß!“ „Ich bin Sekretär des Bezirks und bekomme monatlich 150 Rubel.“ „Du scherzest, Bruderherz! Du meinst höchstens.“ „Aber nicht doch! — Ah, Du meinst des Plunders wegen hierherum. Nun, das bringt mir mein Trid ein.“ „Ah verstehe nicht.“ „Schau, schau, Du Lämmchen weißt wie Schnee.“ Siehst Du die Karten an der Wand. Was meinst Du, was die vorstellen?“ „Mir scheint, Baupläne.“ „Ungefähr richtig, mein Junge. Die Pläne eines Hafendamms. Eines Damms am Meere.“ „Aber ich verstehe noch immer nicht.“ „Von Bauten am Meere habe ich nichts gesehen.“ „Die kann auch Reimer sehen. Die giebt's nur in unseren Köpfen. Bei meinen Kollegen, den Ingenieuren, und mir.“ Wassili begann zu verstehen. Sein Gesicht, das bis dahin den Ausdruck des Erstaunens trug, verzog sich. „Pst!“, rief er, „mir scheint, Du bedienst Dich unehrlicher Mittel! Das hätte ich von Dir nicht erwartet.“ „Aber mein Junge, reg' Dich doch nicht auf! Wie sagtest Du: Unehrliche Mittel? Ein häßliches Wort. Was ist ehrlich, was nicht? Doch lediglich Ansichtssache. Du denkst so, ich so. Das sind Meinungsverschiedenheiten. Aber form', wir wollen ein Schnäpschen trinken.“ Kopfschüttelnd erhob sich Wassili und folgte dem Freunde. „Was hast Du denn für ein Einkommen?“ fragte Nikolaj. „Ich denke es mit Privatstunden auf 300 Rubel zu bringen“, antwortete Wassili nach kurzem Zögern. „Dreihundert Rubel? Siehst Du, für so einen Hungerlohn plagst Du Dich ab. Da habe ich es doch besser. Ich kann mich ruhig zu Hause hinlegen und Fliegen fangen oder Thee trinken. Mir kommt das Geld von selbst in's Haus. Mehr als ich brauche.“ Sie hatten sich inzwischen an der Tafel niedergelassen, auf der außerlesene Lederbücher bereit standen. Nikolaj schenkte ein und bat Wassili zuzulangen. Er selbst sah und trant langsam und bedächtig nach Feinschmeder-Art. Wassili wollte es erst nicht recht schmecken. Die ersten Bissen quollen ihm förmlich im Munde. Aber schließlich beruhigte er sein Gewissen. Was geht das mich an? dachte er und langte ebenfalls tüchtig zu. „Aber er blieb schweigsam. Als Nikolaj das merkte, stieß er sein Glaschen an das des Gastes. „Weiter, mein Junge!“ sagte er. „Ich hätte Dir das nicht so gleich erzählen sollen. Du hängst noch an den idealen Theorien der Zeit, da wir des Abends froh waren, eine Wurststulle zu haben. Der Sinn ändert sich mit der Zeit. Glaub mir's! Wärsch Du an meiner Stelle, Du thätest nicht anders wie ich.“ „Das darfst Du nicht sagen.“ „Ach geh! Du würdest doch nicht hier bleiben, wenn Du nicht annähmst, daß ich im Grunde doch kein schlechter Kerl wäre. Die echt sittliche Ent-tüchtung fehlt Dir, weil Du mich nicht verurtheilen magst. Ist es nicht so?“ „Du magst Recht haben. Aber woher hast Du denn das Alles hier. Das ist doch Niemandem, unrechtmäßig genommen.“ „Aber wem denn, alter Junge? Ich habe schon öfters darüber nachgedacht; aber ich bin nie zum Ziele gekommen. Du weißt nicht, wie die Sache liegt. Am besten erzähle ich Dir Alles.“ In wenigen Augenblicken brachte der Diener eine wohl zwei Meter breite, um Leinwand gezogenen Matte, die er vor seinem Herrn auf den inzwi-schen abgetragenen Tisch niederlegte. „Nun gib's Obacht, Wassili! Es ist eine gigantische, geniale Arbeit, die ich hier ausführen will. Siehst Du hier die Linie? Da kommt der Damm hin. Der punktirte Bogen bezeichnet die Tiefe im Meere, wo wir das Fundament aufstellen. Zu diesem Zwecke werden da Steine hinabgeschüttet, die das Loch ausfüllen sollen. Auf die Steine werden dann große Quadern aufgelegt, durch die der Damm gebildet wird.“ „Das ist ganz schön, aber was hat das mit Deinen Einnahmen zu thun?“ „Sehr viel, mein Junge! Nun kommen nämlich die Stürme. Die weichen das Wasser auf, und dieses reißt dann im Wirbel einen Theil der aufgeschütteten Steinmassen wieder fort. Alljährlich geschieht das, und alljährlich wird wieder erneuert.“ „Das ist mir wohl verständlich, aber —?“ „Nun, man muß sagen, leicht be-greift Du nicht. Die Dammanlage wird nicht im Meere, sondern nur auf dem Papier angelegt; dort reißt der Sturm sie fort, dort wird sie wieder hergestellt.“ „Das ist der ganze Witz.“ „Siehst Du“, fuhr Nikolaj selbste-gänzlich fort, „in jedem Frühjahr kommen die Beamten zusammen und beschließen, wieviel von den Wellen zerstört sein soll. Das melden wir dann nach Petersburg, und von dort kommt die Weisung, schleunigst Alles wieder in Stand zu setzen. Das kostet natürlich Geld, viel Geld und das —“ „Und das?“ „Nicht natürlich in unsere Taschen.“ „Aber das ist ja Unsinn. Das kann ich nicht glauben, Nikolaj!“ „Warum nicht?“ „So eines Betrugses fassst Du doch nicht fähig sein, Nikolaj! Du riechst Dich zu Grunde. Eines Tages muß das doch Alles herauskommen, und dann heißt es: „Nach Sibirien!“ „Ach nee, damit hat es noch gute Wege. Du thust, als wenn ich hier als Wegelagerer die arme Behörde plündern. Ich kann nicht einmal dafür. Ich muß. Denn Alle thun es. Erst vor Kurzem kam ein Reuer aus hier, der nicht mitmachen wollte. Es dauerte nicht lange, da waren wir ihn wieder los. Aber wir bauen ruhig weiter. Die bei der Behörde sind froh, daß sie Gelegenheit finden, selbst ihr Schändchen in's Tordene zu bringen. Was zu uns kommt, ist doch nur ein Bruchtheil. Und da sollte man so dumm sein, nicht zuzugreifen, wo es doch ohne Gefahr geschieht? Ich habe da einmal gelesen, daß Eigenthum Diebstahl sei. Das ist mir aus der Seele gesprochen; nicht, weil ich mein Eigenthum für Diebstahl halte, sondern weil eben aller Reichthum auf mehr oder weniger unehrliche Weise zusammenkommt.“ „Sage das nicht, Nikolaj!“ „Aber gewiß doch! Bist Du etwa ehrlich? Du bedienst Dein Gehalt für Deinen Leberdienst. Aber verdienst Du es auch wirklich? Was machst Du es aus Deinen Schülern? Ein Theil wird so werden wie ich, ein Theil wie Du.“ „Mit Dir kann man nicht reden.“ „Das ist ja auch nicht nöthig, aber trinken läßt sich mit mir. Auf Dein Wohl wollen wir zur Feier des Wiederlebens eine Flasche Sekt trinken. Komm', alter Junge!“ Wassili schüttelte sich, als wollte er alles Unbehagen von sich werfen: „Dein Wohl, Nikolaj, Dein Wohl!“ Ihre erste Liebe. Pauline Lucca, die jüngst verstor-bene berühmte Sängerin, war be-tanntlich lange Zeit das Schoßkind des Berliner Publitzums. Einst be-nutzte sie eine kurze Ferienzeit zu einem Aufenthalt in ihrem lieben alten Wien, aus dem sie stammte, und an einem schönen August-Abend hatte sie eine kleine Gesellschaft zu einer Spa-zierfahrt eingeladen, den Hofopern-sänger S., seine Frau, die Tochter ihrer ehemaligen Hauswirthin und deren Bräutigam. „Ich bin nur neugierig, wohin Sie uns eigentlich führen werden“, sagte S. Die Lucca lächelte schlau und er-widerte: „Geben Sie sich keine Mühe mit dem Rathen, Sie kommen doch nicht drauf!“ „Wohin schaffen's denn Euer Gnaden?“ fragten die bestellten Fiaker. „Nach Purkersdorf!“ kommandirte sie. Die Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus und die Lucca lachte mit, denn an Purkersdorf hatte in der That Niemand gedacht. Der Abend war wunderschön, die Luft so balsamisch, so erquickend, so herzzärtend. Herr S. erzählte von seiner letzten Reise in die Schweiz, und die Lucca theilte der Gesellschaft ihre Pläne für die nächste Zukunft mit. Bei einem der ersten Wirthshäuser von Purkersdorf rief die Lucca: „Galt, wir sind am Ziel! Hier wird ausgefrüht!“ Man kann nicht sagen, daß der klei-ne staudige Garten, in dem sich die Gesellschaft niederließ, besonders reizend war. Der Kellner fuhr mit der fleckigen Serviette zweimal über den großen grünen Tisch, mußte die An-schmügelung mit einem kritischen Blick, und sprach sodann die geflügelten Worte: „An Wein oder a Bier?“ „Nünf Krügel Lagerbier, aber frisch vom Fass“, erwiderte die Lucca, „und mir bringen“, nachher grüßte Herrn mit recht viel Zwiebel. Die Herrschaften da werden sich selber was anschaffen!“ Dann öffnete sie ihre Tasche und legte nicht weniger als zehn Salzweden von achtundzwanzig-der Größe auf den Tisch. „So, jetzt langens zu, und jetzt will ich Euch sa-g'n, wesentwegen ich Euch grab' b'n'e geführt hab'“. — Ah, wie oft bin ich da g'fess'n, wie ich noch Choristin war mit achtundzwanzig Gulden Gehalt monatlich, und hab' mir's mit meinem Trompeter schmucken lassen! Er war meine erste Liebe“, der Trompeter, und ich kann ihn noch immer nit ber-gessen! So lieb hab' ich ihn g'habt, so lieb, und der Rignah hat mi so schlecht g'handelt! Ja, wie Ihr mich da seht, hat er mir in dem Garten da amal a Watschen ge'b'n vor alle Leut'. Er hab' damals glaubt, daß ich in d' Erb' sin-ten muß. Und seit der Zeit trau' ich halt den Männern nit mehr!“ Eben kam der Kellner mit den Bierdn und ein lieblicher Zwiebel-geruch verbreitete sich durch die Luft. Der Lucca aber rannen die hellen Thränen aus den schönen Augen, so lebendig war das Andenken an den ungetreuen Trompeter noch immer in ihr. Da fängt ein Leierkasten zu spie-len an. „Ah, das ist ja ein Walzer von Strauß!“ ruft die Lucca und springt auf, als wollte sie im Garten herum-tanzen. Aber plötzlich stand sie da wie angewurzelt. Ihr Blick war auf den Leierkastenmann gefallen, der seine Kappe abgenommen hatte und die vornehme Dame ehrfurchtsvoll grüßte. Bleich wie der Tod wankte Pauline zum Tische zurück. „Mein Gott, was haben Sie? Ich bin nicht wohl, wie ich sehe!“ rief Herr S. Die Lucca aber flüsterte ihm zu: „Er ist es ja, er selber, mein Trompeter ist es, der dort den Leierkasten brecht! Und schnell zieht sie ihre Börse aus der Tasche, reißt sie heren S. und sagt: „Geben Sie ihm alles, was darin ist, aber verrathen Sie mich nicht!“ Die gerötheten Bierdn blieben un-berührt stehen, und der Kellner wun-derte sich sehr darüber, daß sie der an-digen Frau nicht schmecken wollten. Die Stadtväter von Atlantic ver-langen die Entfernung des von der Regierung ausgeschickten Wetterber-ichtes von der Strandpromenade. Ob sie sich einbilden, daß das das Wetter besser macht? Es schimpft Mancher über trumme Räden, weil er keine Gelegenheit hat, den Feinden zu trümmen.

